



OCCUPY!

Die ersten Wochen in New York

Eine Dokumentation

edition suhrkamp digital

SV

edition suhrkamp digital

Nach Tunis, Kairo, Madrid, Tottenham und Athen hat die globale Welle der Empörung nun auch das Auge des Sturms erreicht, die Wall Street in New York. Die Aktivisten, die am 17. September 2011 den Zuccotti Park im Financial District besetzten, kämpfen unter dem Motto »We are the 99 percent« für soziale Gerechtigkeit, die strikte Trennung von Wirtschaft und Politik und entwerfen Modelle für eine humanere Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Unmittelbar nach dem Beginn der Proteste haben sich junge Publizisten und Aktivisten zusammengetan, um die Entwicklungen vor Ort zu dokumentieren. Neben atmosphärisch dichten Reportagen enthält dieser Band Essays über die Hintergründe und Aussichten der Bewegung, darunter Texte von Judith Butler, Joseph E. Stiglitz und Slavoj Žižek.

OCCUPY!

Die ersten Wochen in New York
Eine Dokumentation

Herausgegeben von Carla Blumenkranz, Keith Gessen,
Christopher Glazek, Mark Greif, Sarah Leonard, Kathleen Ross,
Nikil Saval, Eli Schmitt und Astra Taylor

Suhrkamp

Foto Umschlag vorn: Jeremy Ayres
Foto Umschlag hinten: Suhrkamp Verlag
Foto S. 6: Josh MacPhee/Justseeds.org

Occupy! An OWS-Inspired Gazette entstand im Herbst 2011 während der ersten Wochen der Proteste in New York. Die Zeitung wurde mit Spendengeldern finanziert und wird in den USA an besetzten Orten verteilt. Herausgegeben wurde sie von einem Team von Aktivisten, Publizisten und Filmemachern um das Magazin *n+1*. Für die deutsche Ausgabe wurden in Absprache mit den Herausgeberinnen und Herausgebern jene Artikel ausgewählt, die sich nicht in erster Linie auf die Situation in den USA beziehen. Der Text von Joseph E. Stiglitz entstand nicht im Kontext der *Gazette*; er wurde hier aufgenommen, weil er wichtige Hintergrundinformationen zur ökonomischen Situation in den USA enthält. Der Verlag dankt Joseph E. Stiglitz für die freundliche Abdruckgenehmigung.

edition suhrkamp digital

Erste Auflage 2011

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Deutsche Erstausgabe

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Umschlag gestaltet nach einem Konzept von

Willy Fleckhaus: Bureau Johannes Erler

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-06221-0

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Inhalt

I. Teil: Szenen aus dem besetzten New York	7
II. Teil: Hintergründe, Analysen, Ausblicke	38
Marco Roth, Abschiedsbriefe an den amerikanischen Traum ..	38
Joseph E. Stiglitz, »E pluribus unum«. Von dem einen Prozent durch das eine Prozent für das eine Prozent	44
Charles Petersen, Die Politik der Armen. Die 99 Prozent und der Populismus von links	50
Doug Henwood, Reformiert die Fed! Anmerkungen zur Politik der US-Notenbank	58
Marina Sitrin, Ein Nein! Viele Jas! Occupy Wall Street und die neuen horizontalen Bewegungen	60
Onnesha Roychoudhuri, Eine kleine Flamme	64
Slavoj Žižek, Das gewaltsame Schweigen eines Neubeginns ...	68
Mark Greif, Weg mit dem Bullen!	78
Astra Taylor, Eine Zwischenbilanz	82
Anstelle eines Schlussworts: Einige Vorschläge der Herausgeber ..	88
Mitwirkende	90
Glossar	91



MONEY TALKS...

TOO MUCH

OCCUPY!

I. Teil: Szenen aus dem besetzten New York

Samstag, 17. September

Eli Schmitt: Als ich im Financial District aus der U-Bahn-Haltestelle kam, stieß ich beinahe mit einem Polizisten zusammen. Er stand dort mit vielleicht 15 Kollegen vor einem Absperrgitter, mit dem sie die Wall Street abgeriegelt hatten. Nervös bog ich erst einmal in die andere Richtung ab, und noch im Vorbeigehen hörte ich, wie ein älterer Herr auf eine Lücke zwischen zwei Hochhäusern deutete und seine Frau fragte, ob das dort hinten der Freedom Tower sei.

Ich war in den Süden Manhattans gefahren, um mich einer Versammlung linker Dissidenten anzuschließen, man erzählte sich, sie hätten die Wall Street »besetzt«. Im Internet hatte ich mir ein paar Websites angekuckt, auf denen Sachen standen wie »Bei #occupywallstreet ist Dispersion Teil des Plans« und die potenzielle Teilnehmer darüber informierten, man benötige keine offizielle Genehmigung, um sich auf Bürgersteigen zu versammeln oder diese zu »besetzen«. E-Mails und Blog-Posts bezogen sich vage auf die Citizens-United-Entscheidung des Supreme Court, die Aufstände im Nahen Osten und die enorme Macht der Finanzkonzerne. Die Beiträge variierten im Ton, aus allen sprach allerdings eine gewisse Empörung. Der ganzen Aktion lag wohl die Überzeugung zugrunde, die Versammlungsfreiheit sei bedroht, weshalb die Zusammenkünfte nur legitim seien.

Ich hatte zunächst ein ganz anderes Problem: Ich konnte die Kundgebung nämlich nicht finden. Die Wall Street war blockiert, die Chase Manhattan Plaza, der vereinbarte Treffpunkt, war ebenfalls von Polizeiabsperungen umgeben. Keine Demonstranten weit und breit, an den Gittern waren nur Touristen zu sehen, die sich mit oder von Polizisten fotografieren ließen. Es war erst halb vier, aber schon ziemlich dunkel. Allmählich wuchs mein Verdacht, es gäbe überhaupt keine Proteste, die Aktion sei von den Hunderten Polizisten im Keim erstickt worden, die die engen Durchgänge zwischen den Wolkenkratzern bewachten. Doch dann antwortete mir endlich ein Freund auf eine SMS. Die General Assembly finde nun im Zuccotti Park, der früheren Liberty Plaza, statt, einem gepflasterten Rechteck keine 200 Meter südöstlich von Ground Zero. Angeblich waren über 500 Leute da. Als ich im Zuccotti Park ankam, sah ich, dass sich die Menge auf mehrere kleine

Grüppchen verteilte, einige Leute hantierten mit Megafonen herum. In den Gruppen wurde heftig diskutiert, manche hatten Moderatoren und eine Art Tagesordnung, andere schienen eher spontan vorzugehen. Überall wurden Gedanken ausgetauscht und Vorschläge präsentiert: Man solle respektvoll mit den Polizisten umgehen (»Scheiß auf die Polizei, aber sei nett zu den individuellen Beamten«), es sei höchste Zeit, die Seilschaften zu zerschlagen, die dabei seien, unsere Demokratie zu zerstören. Die Leute machten sich (mehr oder weniger überzeugend) gegenseitig Mut, nun doch endlich die Wall Street zu stürmen, sie tauschten Informationen darüber aus, wo man Nahrungsmittel und Decken organisieren könne, und alle schimpften fürchterlich auf die Obama-Regierung. Rund um den Park hatte ein Haufen Polizisten Stellung bezogen.

Schließlich traf ich ein paar Freunde und Bekannte, bald wurde der Vorschlag laut, wir sollten uns nun auch »versammeln«. Wir setzten uns also im Kreis auf den Boden, und zunächst wirkte alles wie ein Scherz. Wir mussten ziemlich laut sprechen, weil die anderen Gruppen und die Polizeisirenen einen ganz schönen Lärm machten. Hin und wieder setzte sich eine Frau auf eine Parkbank in unserer Nähe und schlug ein Tamburin.

Einer aus der Gruppe fragte irgendwann genervt, was das Ganze denn solle und was denn nun eigentlich der Plan sei. Man entgegnete, genau das sei Sinn und Zweck der Aktion, wir hätten uns versammelt, um zu diskutieren und uns zu organisieren. Ein anderer meinte, wir sollten uns als Gruppe zumindest mal ein paar eigene Forderungen überlegen, und nach einigem Hin und Her verständigten wir uns darauf, dass wir zunächst nur eine einzige Forderung formulieren würden. Ich erklärte mich bereit, Protokoll zu führen, und notierte einmal ein paar potenzielle Vorschläge:

- Citizens-United-Entscheidung aufheben;
- die Bullen-Skulptur auf der Wall Street abreißen (das hatte uns ein Typ vorgeschlagen, der in einem Banker-Outfit von Gruppe zu Gruppe lief, wobei er statt einer Krawatte eine Schlinge um den Hals trug);
- Schuldenerlass (in irgendeiner Form; entweder für alle oder nur für Studenten);
- Prepaid-Militärinterventionen (der Kongress muss in jedem Einzelfall grünes Licht geben und einen Kostenrahmen abstecken);
- Steuern auf kleinere Finanztransaktionen (zum Beispiel nach dem Modell der Tobin-Steuer);

- Vollbeschäftigung;
- kostenlose Kita- und Altersheimplätze für alle;
- Glass-Steagall Act wieder in Kraft setzen;
- Lohnfortzahlung im Krankheitsfall für alle amerikanischen Arbeitnehmer;
- mehr politische Transparenz im Allgemeinen.

Wir diskutierten ernsthaft, aber irgendwie auch vergnügt. Jemand schlug vor, man könne Kitas und Altersheime in Postämtern einrichten, sobald der United States Postal Service endgültig abgewickelt sei. Ein anderer meinte, Vollbeschäftigung sei keine gute Forderung, die Amerikaner arbeiteten ohnehin schon viel zu viel. Mitten in der Debatte wurde dann plötzlich die Frage laut, warum es eigentlich so schwierig sei, Forderungen zu stellen, und ob das überhaupt Sinn ergebe, wenn man keinen Hebel habe, um sie durchzusetzen. Schließlich fragte jemand, ob wir nicht einfach fordern sollten, dass unsere Forderungen in *Harper's* abgedruckt würden.

Während wir beratschlagten, kamen immer wieder Leute vorbei und setzten sich dazu, wobei nicht ganz klar war, ob sie einen von uns kannten oder ob es sich um Wildfremde handelte. Ein Mann erklärte uns, die Wall Street sei das ganz falsche Objekt für eine Besetzung, es gälte vielmehr, die wirklichen »Nervenzentren« aufzuspüren, die halbgeheimen NGOs, die in Wahrheit unsere Gesetze formulierten. Die Demonstranten marschierten mittlerweile an den Rändern des Platzes auf und ab und skandierten: »Wessen Straßen? Unsere Straßen!« Wir sprachen darüber, anhand welcher Kriterien man überhaupt entscheiden könne, ob eine Forderung sinnvoll sei oder nicht.

Wie wir erfahren hatten, mussten alle Gruppen die Ergebnisse ihrer Unterredungen am späteren Abend präsentieren, weshalb wir uns darauf verständigten, die Aufhebung der Citizens-United-Entscheidung sei unsere wichtigste Forderung. Damit würde automatisch ein demokratischeres Klima entstehen, das es erleichtern würde, auch die übrigen Forderungen durchzusetzen. Wir ließen ein Notizbuch herumgehen und schrieben unsere E-Mail-Adressen hinein. Wir würden wegen der Citizens-United-Sache in Kontakt bleiben. Da wir alle andere Pläne hatten, hinterlegten wir unsere Forderung bei einem Bekannten eines Bekannten, der sie der General Assembly vorlegen würde. Eine Freundin musste dringend nach Williamsburg, sie sollte bei einer Filmpremiere an der Bar arbeiten, sie machte gerade ein unbezahltes Praktikum bei einer Produktionsfirma. Ich lief Richtung East Village, um mich mit einem Freund zu treffen. Die anderen waren zum

Abendessen verabredet. Irgendwie hatten wir die Sache nicht so richtig zu Ende gebracht.

Einige Tage später stieß ich auf dieses Zitat von George Eliot: »Ganz allgemein haben die Sterblichen die große Begabung, sich über Folgen zu wundern, zu deren Herbeiführung sie alles in ihrer Macht Stehende getan haben, wohingegen sie erstaunt sind, wenn Dinge nicht eintreten, die sie sich lediglich gewünscht haben.« War das auf uns gemünzt? Lebten wir nicht wirklich in einer Stadt, die uns zwang, alle möglichen Kompromisse mit einem ungerechten System einzugehen, um unser eigenes Fortkommen zu sichern? Abends traf ich einen Bekannten, der spöttisch fragte, wogegen ich denn protestiert hätte. »Oder besser«, ergänzte er grinsend, »wogegen hast du nicht protestiert?« War das Ganze vielleicht doch eine blöde Idee?

Man ist versucht, die Frage zu bejahen. Doch seit Samstag fällt es mir nicht mehr so leicht, mich in die zynische Halbdistanz zurückzuziehen, keine Meinung dazu zu haben, ob es wünschenswert ist, dass die Leute im Zuccotti Park Erfolg haben, wie groß ihre Chancen sind und worin dieser Erfolg eigentlich bestehen könnte. Als wir über Kriterien für gute Forderungen diskutierten, hatte jemand gemeint, die Amerikaner hätten es am liebsten, wenn bei politischen Aktionen etwas »herauskäme«: Wenn nicht sofort etwas außer Kraft gesetzt, verordnet oder verboten würde, verlören sie bald die Lust. Wir bräuchten einfach sichtbare und messbare Ergebnisse. Aber wir haben nun mal keinen Mubarak oder Gaddafi! Wir sind das Land, das Bush wiedergewählt und die Banken gerettet hat, selbst bei noch so dürftigen Steuererhöhungen blockieren sich die Parteien im Kongress. Die Arbeitslosigkeit und die Entfremdung vom politischen System sind zwar sehr reale Probleme, es gibt sehr konkrete Gründe, um auf die Straße zu gehen, aber die eigentlichen Ursachen unserer misslichen Lage verlieren sich im Ungewissen, und wirkliche Lösungen sind vielleicht noch weiter entfernt.

Astra Taylor: Auf den ersten Blick war ich völlig entmutigt: das Gleiche wie immer und nicht mal besonders groß. Die Behörden hatten mit den Ereignissen des Tages gerechnet und die Gegend abgeriegelt, also hatten sich die Demonstranten zerstreut, und die Polizei war in der Überzahl. Doch dann folgte ich einer spontanen Bewegung der Menge in den Park, wo sich seitdem das Zeltlager befindet. Ich traf mich mit Freunden, wir hielten mit einigen anderen eine »Versammlung« ab und sprachen zwei, drei Stunden über die Wirtschaft. Es war

schön, bei einer Demonstration mal über Ideen zu reden und nicht nur zu marschieren und Parolen zu skandieren. Mir kam es vor, als hätten wir einen neuen Ansatz gefunden. Kurz vor sieben Uhr abends gingen meine Freunde und ich dann, weil wir uns sicher waren, dass die Polizei jeden Moment alle vertreiben würde. Als die Demonstranten dann tatsächlich die Nacht über durchhielten, begann ich, ihnen mehr Vertrauen zu schenken.

Mark Greif: Ein schöner Tag. Als ich endlich zu Hause war, fiel mir ein, dass es der Constitution Day war, der 224. Jahrestag der Unterzeichnung der Verfassung, bevor das Dokument zur Ratifizierung an die einzelnen Staaten ging.

Sonntag, 18. September

Astra Taylor: Ich hatte an dem Abend einen Carsharing-Wagen und fuhr sowieso nach Manhattan, also lieferte ich ein bisschen Verpflegung und ein paar andere Sachen bei den Demonstranten ab. Auf dem Platz waren immer noch genauso viele Leute wie am Vortag, sie bereiteten sich gerade auf die zweite Nacht vor. Die Stimmung war ausgelassener als am Tag zuvor, die Besetzer wirkten selbstbewusster. »Die haben in der Uni irgendwelche Bücher gelesen, und jetzt meinen sie, sie können die Welt retten«, erklärte ein müder Polizist ein paar Touristen. Wieder versammelten sich eine ganze Menge Leute in der Dämmerung. Sie machten einen enthusiastischen, ja beinahe religiös erweckten Eindruck (»Wir müssen darüber reden, weshalb wir hier sind!«), während andere um sie herum mehr oder weniger eine Party feierten.

Mittwoch, 21. September

Astra Taylor: Alle möglichen Leute beschwerten sich, dass die Besetzer kein eindeutiges Programm haben. Diese Kritik gab es schon bei den WTO-Protesten 1999 in Seattle (und vermutlich reicht sie noch weiter zurück). Dabei geht es schlicht und einfach um wirtschaftliche Gerechtigkeit. Das ist unübersehbar, schon weil die Demonstranten sich an der Wall Street versammeln. Alle reden hier von der Reichensteuer und dem Verbot von Konzerngeldern in der Politik. Entnervend, dass die versammelten Reporter von einer einzigen Frau »oben ohne« abgelenkt werden, und ebenso, dass die 400 anderen Leute sie nicht dazu bringen können oder wollen, sich etwas anzuziehen.

Freitag, 23. September

Astra Taylor: Es ist eine sehr jugendliche Veranstaltung und vielleicht

in vieler Hinsicht naiv, aber ich freue mich über sie. Nichtsdestoweniger stört es mich, dass immer wieder das junge Alter der Demonstranten betont wird, denn so infantilisiert man sie und tut sie ab (die dummen Kinder werden irgendwann erwachsen und vergessen den ganzen Protestquatsch!). Außerdem macht man es den Älteren zu leicht. Wir sollten doch eigentlich alle hier draußen sein und uns gegen den Kraken wehren. Es sind auch tatsächlich eine Menge ältere Leute hier im Zuccotti Park, Rentner, die sich unter die frischen Uniabsolventen mischen. Unsere Gesellschaft, besonders die Linke, hat die seltsame Vorstellung, dass die Jugend immer die revolutionäre Vorhut stellt (in seinem berühmten »Letter to the New Left« stellt C. Wright Mills die These auf, die Jugend habe die Arbeiterklasse als »Kraft des historischen Fortschritts« ersetzt; Theodore Roszak nennt diese Rollenverschiebung die »Verjugendlichung der Dissidenz«); aber die jungen Leute können nicht alle Antworten haben (alte Leute natürlich auch nicht). An dieser Stelle muss ich sagen, dass mich die allgegenwärtige historische Unwissenheit (über vergangene Bewegungen sowie effektive Strategien und Taktiken) deprimiert – jede Generation von Jugendlichen erfindet das Rad neu, glaubt, dass sie die allererste ist, und fährt das Ganze an die Wand. Hoffentlich bleibt zumindest ein Bruchteil der hier Anwesenden länger am Ball und baut eine Infrastruktur auf, damit die nächste Generation nicht dieselben Fehler wiederholt ...

Samstag, 24. September

Astra Taylor: Nach dem Abendessen gelangte ich auf Umwegen zur Wall Street. Im Park befanden sich 400 bis 500 Besetzer, und alles war voller Polizei. An diesem Tag waren 80 Demonstranten festgenommen worden, als sie auf den Union Square zumarschierten. Trotzdem und obwohl die Polizei das volle Einschüchterungsprogramm fuhr, herrschte auf dem Platz eine lebendige Stimmung. Die Demonstranten hatten eine Woche lang durchgehalten – das ist eine Leistung. Und sie freuten sich wirklich über das Zucchinirot und den Mangosaft, also vielen Dank für die Spenden.

Es wäre schön, wenn sich der Teil meiner Freunde hier einfinden würde, der sinnvolle intellektuelle Kritik an den Protesten vorbringt oder sagt: »Die Demonstranten haben ja recht, solchen Leuten hört bloß keiner zu«, denn das heißt ja, dass sie gerne mehr Leute wie sie selbst hier unten sehen würden.

Sonntag, 25. September

Mark Greif: Neun Tage sind kein Pappentier. Viele Leute beschwerten sich, dass die Besetzer kein Programm haben, aber jede echte beratende Versammlung braucht ihre Zeit, und die Leute hier kannten sich vor neun Tagen noch überhaupt nicht. Meiner Meinung nach erinnert die Besetzung alle daran, dass die Wall Street der Stadt New York gehört und das Geld in den Banken den amerikanischen Bürgern und den Menschen aus aller Welt, die es hier zeitweilig geparkt haben (in der Überzeugung, es befinde sich in guten Händen). Und die Regeln, an die die Banken sich halten müssen, geben im Endeffekt wir vor. Es ist bedauerlich, dass die New Yorker Polizei es als ihre Pflicht ansieht, die Demonstranten abseits der Wall Street wegzukesseln, und ich hoffe, dass der Burger King an der nordwestlichen Ecke auch weiterhin so großzügig mit seinen Toiletten ist.

Heute Abend habe ich es zur General Assembly geschafft. Mein Leben lang hatte ich immer nur Misstrauen gegen alles Organisatorische gehegt, seien es parlamentarische Verfahren oder schnelle Meetings, an der Uni oder sonst wo. Also war es eine seltsame Erfahrung für mich, hier eine effiziente Versammlung zu sehen, die von jungen Leuten demokratisch, offen und freundlich geleitet wurde. Wenn doch nur die Redaktionssitzungen von *n+1* so laufen würden! Wie immer konnte die Linke mehr als gedacht. Noam Chomsky hatte eine persönliche E-Mail geschrieben. Wie erwartet, war sie ziemlich weitschweifig, so dass ich hoffte, die Leute würden bald das »Komm zur Sache«-Handzeichen geben. Ich saß nah bei den wartenden Rednern und war überrascht, als Leute, die sich doch gut kennen mussten, weil sie so effizient zusammenarbeiteten, einander leise nach ihren Namen fragten. Die Demonstranten hier sind entspannter und selbstbewusster als alle anderen, die ich je gesehen habe. Sie sind freundlich und lassen sich nicht von Störern aus der Ruhe bringen. Das ist wohl die Selbstsicherheit von neun Tagen und zahlreichen gewaltfrei gemeisterten Konfrontationen. Die Festgenommenen (zum Beispiel der Mann, den man auf den Boden geworfen und festgenommen hatte, weil er sich bei einer Filiale der Chase Bank beschwert hatte, die dafür verantwortlich war, dass seine Eltern ihr Haus verloren hatten) kehrten zurück und erzählten von den Arrestzellen. – Ich würde gerne hinzufügen, dass die Leute im Park ziemlich cool aussehen. Wirklich beeindruckend: Tank Tops, darunter dann Badeanzüge (könnte praktisch sein, vermute ich), Streifen und knallige Farben neben dem Schwarz der Anarchisten; und alle haben toll getanzt. Das Engagement für eine noble Sache macht eben

schön. Die Gruppe der Demonstranten scheint sich zusammenzusetzen aus einem harten Kern, der auch über Nacht bleibt, Schönwetter-Besuchern (wie mir), älteren Aktivisten, Hobos und Leuten aller Altersklassen, die unter »Studenten« laufen. Den Trommelkreis fand ich gar nicht so schlimm. Das größte Problem war wohl, dass ich so halbherzig geklatscht habe. Alle Macht dem Volk!

Montag, 26. September

Eli Schmitt: Kurz vor Mitternacht ging ich noch einmal zum Zucotti Park. Dort befanden sich vielleicht fünfzig Personen, die meisten schliefen schon oder waren gerade dabei, in ihre Schlafsäcke zu schlüpfen. Ein junger Kerl spielte Gitarre, irgendwer projizierte Twitter-Meldungen auf eine Leinwand. Der Boden war mit Plakaten aus Pappe übersät, die im trüben Licht der Straßenlaternen darauf warteten, am nächsten Tag wieder hochgehalten zu werden. Ein etwas geschwätziger Mann aus Virginia Beach erzählte mir, er sei gerade nach New York gezogen. Wo er denn wohne, wollte ich wissen. Er deutete hinter sich in den Park, wo ein paar Typen mit nackten Oberkörpern über einer Reihe von Computern brüteten und selbstgedrehte Zigaretten rauchten. »Ich wohne jetzt hier. Ich denke, wir werden eine ganze Weile bleiben.«

Auch wenn im Zusammenhang mit Occupy Wall Street oft vom Kairoer Tahrir-Platz und der Rolle von Twitter im Zuge des Arabischen Frühlings die Rede sein mag, sind die Aufstände im Nahen Osten wahrscheinlich kein allzu gutes Modell für politische Veränderungen in den USA. Betrachtet man sie jedoch als Beispiele dafür, was ganz normale Bürger bewegen können, wenn Gleichgesinnte sich zusammenschließen, dann ist das doch ein faszinierender Gedanke. Ich finde es aufregend, dass empörte Menschen überall in der Welt den öffentlichen Raum zurückfordern, als Symbol für ihr Elend, aber auch als praktisches Instrument, um sich untereinander zu organisieren. Es ist großartig, dass die Demonstranten die Besetzung jetzt schon über eine Woche aufrechterhalten haben. Und ohne mich jetzt irgendwelchen Träumereien oder Utopien hinzugeben, denke ich doch, dass dies ein Anlass zur Hoffnung ist. Zugleich halte ich es aber für angebracht, skeptisch zu bleiben. Es ist ja in Ordnung, wenn man etwas will, aber nicht genau weiß, wie man es erreichen kann – und was eigentlich das endgültige Ziel ist. Auch wenn wir unsere Forderungen noch nicht bis ins letzte Detail ausgearbeitet haben, ist es doch schon einmal gut, zu wissen, dass wir welche haben. Und dass wir sie gerne erfüllt sähen.

Samstag, 1. Oktober

Von: Sarah Resnick, Datum 01.10.2011 Uhrzeit 13:50

Hey, Riesenchaos bei den Zügen. Ich weiß nicht, ob ich rechtzeitig zur Demo bis zur Wall Street durchkomme, aber lass uns doch heute Nachmittag dort treffen. Außerdem soll es wohl am Mittwoch eine große Gewerkschaftsdemo der Transport Workers Union geben.

Von: XXXX XXXX, Datum 01.10.2011, Uhrzeit 15:18

Demo auf der Brooklyn Seite der Brücke beendet.

Von: XXXX XXXX, Datum 01.10.2011, Uhrzeit 16:20

Haben jetzt alle Fahrbahnen der Brooklyn Bridge blockiert.

Von: Sarah Resnick, Datum 01.10.2011, Uhrzeit 16:23

Wahnsinn! Bin in der Linie 7. Habe ohne Regenschirm bei der Buchmesse festgesteckt.

Von: XXXX XXXX Datum 01.10.2011, Uhrzeit 16:39

Die Cops haben uns mitten auf der Brücke eingepfercht. Lassen uns vielleicht einzeln nacheinander durch, ist aber noch unklar.

Von: XXXX XXXX Datum 01.10.2011, Uhrzeit 17:09

Werde vielleicht gleich verhaftet. Die Cops holen die Leute langsam von der Brücke.

Von: Sarah Resnick, Datum 01.10.2011, Uhrzeit 17:19

Echt? Was für eine Verschwendung von Steuergeldern. Halt mich auf dem Laufenden.

Von: Sarah Resnick, Datum 01.10.2011, Uhrzeit 18:39

Bist du durchgekommen?

Von: Sarah Resnick, Datum 01.10.2011, Uhrzeit 21:17

Okay, ich nehme mal an, du wurdest verhaftet. Wenn ja, ruf 212 679 6018 an, wenn du rauskommst. National Lawyers Guild. Die bieten rechtliche Unterstützung/Strafverteidigung.

Von: XXXX XXXX, Datum 02.10.2011, Uhrzeit 02:43

Bin draußen.

Mittwoch, 5. Oktober

Sarah Resnick: Ein Freund, der bei der Demonstration am Samstag ganz vorn dabei war, hat mir erzählt, dass die Blockade der Brooklyn Bridge wohl doch eine gewollte Aktion war. Bisher hatten die Medien widersprüchliche Darstellungen der Ereignisse geliefert, und in meinem Facebook-Netzwerk sowie auf vielen linksgerichteten Kanälen kursierte die Geschichte, dass die Polizei die Demonstranten auf die Brücke geleitet habe, um sie umzingeln und festnehmen zu können – eine Falle! Doch mein Freund bestritt diese Version und eröffnete mir eine ganz andere Sichtweise: Als die Fußwege so überfüllt waren, dass die Demonstranten auf die Straße ausweichen mussten, begann ihm zufolge ganz vorne eine Gruppe zu skandieren: »Besetzt die Brücke! Besetzt die Brücke!« Mit der Unterstützung Hunderter anderer Demonstranten im Rücken, die den Ruf übernommen hatten, begannen sie langsam und gezielt, auf die Polizeiabsperrung zuzumarschieren. Zunächst ermahnten die Polizisten die Demonstranten, auf den Fußweg zurückzukehren, doch da sie ihnen zahlenmäßig stark unterlegen waren, gaben sie den Widerstand schließlich auf und ließen die Demonstranten passieren.

Die Anführer der Brückenblockade zeigten sich dann auch bestürzt über die Medienberichte. Warum bloß wurde ein Sieg der Demonstranten – denn es war ja ein Beweis für die Stärke und Macht der vereinten Massen – der Böswilligkeit der Polizei zugeschrieben? Weshalb wurde ein Moment der Erhabenheit zu einem der Bauernfängerei und Unterdrückung umgemünzt?

Freitag, 7. Oktober

Sarah Resnick: Ich kam zu spät zur General Assembly. Über das menschliche Mikrofon präsentierte ein Mann gerade einen Vorschlag für eine neue Arbeitsgruppe: die Lebenslauf-Gruppe. »Einige von uns sind arbeitslos«, erklärte er. »Lasst uns also eine Gruppe gründen, in der wir denen unter uns helfen, die einen Arbeitsplatz suchen, indem wir gemeinsam Lebensläufe ausarbeiten und verteilen.« Mehrere Hände erhoben sich winkend als Zeichen der Zustimmung. Rechts von mir saß eine ältere Dame, die – wie aus ihrer Frage zu schließen war – das erste Mal an einer Versammlung teilnahm. »Was ist das bloß für ein fürchterlicher Krach?«, wollte sie von mir wissen. »Ist das eine Polizeitaktik, um uns zu stören? Wollen die, dass wir Schwierigkeiten haben, uns gegenseitig zu verstehen?« Der Lärm, den sie meinte, stammte unverkennbar von dem Trommelkreis, der von unserem Platz aus

allerdings nicht zu sehen war. Die endlose Feierei der Trommler am westlichen Ende des Platzes war unter den Demonstranten schon bald zu einem Streitpunkt geworden, und an diesem Abend war das Getöse tatsächlich so laut, dass man es durchaus für eine akustische Waffe halten konnte. Mir kam kurz der paranoide Gedanke an eine Verschwörungstheorie in den Sinn: War es möglich, dass die Polizei hinter dem Trommelkreis steckte, dass dort verdeckte Ermittler ihre heilige Männlichkeit entfesselten? Da sie die neuen Bewohner des Parks nicht legal zwangsräumen durften, hätten sie tatsächlich keinen besseren Plan aushecken können: Treibt sie einfach alle komplett in den Wahnsinn!

Während der Ankündigungen wendete sich ein Mann an die General Assembly, der behauptete, eine Botschaft von der ägyptischen Revolution zu überbringen: »Wählt eure Führer!«, rief er. »Stellt endlich eine Forderung, oder eure Bewegung wird untergehen!« Doch er wurde bald von lauten Unmutsbekundungen übertönt. Diese »führerlose Widerstandsbewegung aus Menschen mit verschiedenen ... politischen Überzeugungen« war nicht bereit, sich von Autonomie, partizipatorischer Demokratie oder einem ihrer anderen Grundsätze zu verabschieden – zumindest vorerst.

Dann übernahm ein Moderator das Kommando, und wir kehrten zur Tagesordnung zurück. »Heute Abend müssen wir einen Punkt diskutieren: Transparenz.« Uns wurde erklärt, die Bewegung wachse stetig weiter und viele wichtige Entscheidungen würden mittlerweile in Gruppen außerhalb der General Assembly getroffen. Der Sprecher gab zu, er nehme selbst manchmal an diesen Gremien teil, die hinter den Kulissen Entscheidungen herbeiführten. Doch er bat uns um unsere Sichtweise und um gemeinschaftliche Lösungen – wie könnten sie (wir?) einen Raum kommunikativer Offenheit und direkter Verantwortlichkeit schaffen? Wie konnte es der Bewegung gelingen, mit immer mehr Teilnehmern transparent zu bleiben? Wir sollten in kleinen Gruppen darüber diskutieren und Lösungsansätze entwickeln. Mir blieb dabei die Ironie der Aufgabenstellung nicht verborgen: Bitte erklärt diejenigen von uns, die im Geheimen arbeiten, wie sie euch besser über Dinge informieren sollen, von denen ihr gar nicht wisst, dass ihr sie nicht wisst. Welche »unbekannten Unbekannten« sollten wir denn nun eigentlich aufdecken?

Das Transparenzproblem war jedoch nicht ganz neu für mich. Die General Assembly war meinem Verständnis nach nicht der Ort, an dem die wichtigen Entscheidungen getroffen wurden – zumindest

nicht mehr, seit die Anzahl der Teilnehmer so unhandlich geworden war. Hinweise darauf hatte ich aus Gesprächen mit Leuten erhalten, die tief in der Organisation von OWS drinsteckten – es gab bereits Gerüchte über Hinterzimmergespräche mit verschiedenen NGOs und Gewerkschaften. Aber es war auch einfach gesunder Menschenverstand. Nicht jede Gruppierung, die sich ideologisch an der Bewegung beteiligte, teilte auch deren explizite Sympathie für offene und partizipative Strukturen. Wie jeder weiß, der schon einmal ein Geheimnis hatte, ist das Vorenthalten von Informationen eine strategische Entscheidung. Wo es riskant wird, dürfen nur wenige ins Vertrauen gezogen werden. Heimlichkeit ist manchmal notwendig, und in einigen Fällen – wie bei grundsätzlichen Plänen für zukünftige Besetzungen – kann die ganze Bewegung davon abhängen.

Ich wollte gern noch an der Diskussion teilnehmen, doch ich war mit einer Freundin verabredet. Ich beschloss, mir das Protokoll später im Internet durchzulesen, doch bis zum Zeitpunkt des Verfassens dieser Zeilen war es noch nicht online. So viel zum Thema Transparenz.

Astra Taylor: Ein junger Mann gibt den Marktschreier und winkt mich heran, damit ich aufschreibe, mit wie viel ich bei den Banken in der Kreide stehe. »Wie hoch bist du verschuldet?«, ruft er. »Komm her und sag uns, was du dem einen Prozent wert bist.« Eine kleine Gruppe bildete sich, und reihum schrieb jeder seine Schulden auf große weiße Papierbögen. »\$ 42 000«, schrieb ich, und mir wurde flau im Magen. Die meiste Zeit verdränge ich die Zahl, weil ich Panik bekomme, wenn ich darüber nachdenke. Ich gab den Filzstift dem Mädchen Anfang zwanzig hinter mir. Neben ihren Namen schrieb sie »\$ 120 000«.

Seit den Sechzigern heißt es oft, Demonstranten seien faule Hippies, die lieber mal arbeiten gehen sollten, oder Kinder reicher Eltern, die überhaupt nicht zu arbeiten brauchten und deshalb nicht für den einfachen Mann sprechen könnten. Hippies, Sonderlinge und faules Pack. 2011 ziehen diese Beleidigungen aber nicht mehr so wie früher. Damals gab es Hochschulbildung so gut wie kostenlos, kaum Arbeitslosigkeit, und der Mindestlohn war auf einem Rekordhoch, wenn man die Inflation einrechnet. Gleichzeitig rissen neue Gräben in der Gesellschaft auf, weil Studenten ihre Einberufung zum Vietnamkrieg hinauszögern konnten. Seitdem sind die Studiengebühren rasant gestiegen, und es gibt Schätzungen, dass 85 Prozent der jungen Uni-Absolventen wieder bei ihren Eltern einziehen müssen, weil sie von Studienkrediten erdrückt werden, die viele von ihnen wahrscheinlich ein Leben lang nicht zurückzahlen können. Da stellt sich mir die Frage: Würden

die Leute lieber wieder bei Mama und Papa einziehen oder im Zuccotti Park ihre Zelte aufschlagen?

Sonntag, 9. Oktober

Astra Taylor: Ich ging gegen Mittag zum Park, um mich mit Freunden zu treffen und Žižeks Rede zu hören. Ich wollte sehen, ob das menschliche Mikrofon dieser Herausforderung gewachsen war, und es meisterte sie mit Bravour. Ich war beeindruckt. Žižek gab natürlich wieder seine beliebtesten Thesen zum Besten, aber er setzte sie gut in den Kontext, und gegen Ende riss er die Menge richtig mit. Es war großartig, als die Menge zweimal wiederholte: »George Soros ist ein Abführmittel aus Schokolade.« Er sprach auch ein paar Dinge an, die die Demonstranten unbedingt hören mussten, wie zum Beispiel die Tatsache, dass selbst führerlose Bewegungen eigentlich immer Anführer haben, die sich allerdings im Hintergrund halten. Diese Aussage kündigte er ungewohnt rücksichtsvoll an: »Das wird manche von euch verletzen, und das tut mir leid.«

Später sprach ich mit jemandem, der schon seit dem zweiten Planungstreffen bei OWS dabei ist und sogar in dem Komitee war, das den Ort für das Zeltlager ausgesucht hat. In den letzten Tagen machte immer wieder der Vorschlag die Runde, ein zweites Camp im Washington Square Park zu errichten, aber er erklärte, die Stadtparks würden um Mitternacht schließen, was der Polizei einen Vorwand gäbe, jeden zu vertreiben, der dort schlafen will. Paradoxerweise kann der Zuccotti Park gehalten werden, weil er auf eine öffentlich-private Partnerschaft zurückgeht und offiziell 24 Stunden geöffnet ist. Der Park ist ein Glücksfall, der aus den städtischen Bauordnungsbestimmungen entstand: Bauunternehmer dürfen höher bauen als zugelassen, wenn sie im Gegenzug öffentlichen Raum schaffen.

Mir war der Zuccotti Park heute schon fast zu voll. Andererseits ist die Atmosphäre hier energiegeladener und inspirierender, und an diesem Nachmittag hatte sich der Park in einen Touristenmagneten verwandelt (im Fernsehen hieß es heute, Bloomberg habe gesagt, die Proteste würden dem Tourismus schaden – das stimmt ganz und gar nicht). Wie geht es weiter, wenn die Leute nicht mehr in den Park passen? Ich habe gehört, dass sich die *asambleas generales* in Spanien in kleinere Stadtteilversammlungen aufgeteilt haben. Sind wir hier auch so weit oder ist es noch zu früh? Würden wir das schaffen, oder wäre es bei uns ein Fehler? Ich weiß es nicht, aber es ist ein interessanter Gedanke.

Mehrere Leute, die sich hier viel stärker engagieren als ich, haben